

EUROPEAN ESSAYS  
ON NATURE  
AND LANDSCAPE

Translated by  
Claus-Peter Lieckfeld



# HEIDE

CLAUS-PETER  
LIECKFELD









## EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE

Landschaften sind grenzübergreifend, der Blick auf Landschaften und die Kenntnis von ihnen schaffen Gemeinsamkeiten. Geschichte, Politik, Geologie, Wirtschaft, Biologie, Kunst und Literatur und viele Wissensbestände mehr werden in der Betrachtung der EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE zum Gegenstand. Die Beschäftigung mit Landschaften schärft den Blick auf die uns umgebende Natur und sie regt zum eigenen Naturerleben an. Wir sind auf unsere Landschaften in vielfältigem Sinn angewiesen, sie sind unsere Lebensgrundlage – vor allem die der kommenden Generationen. Warum Essays? Der Essay ist streng im Blick auf das Ergebnis, nicht aber in der Systematik. Im Mittelpunkt steht oft die persönliche Auseinandersetzung der Autorin oder des Autors mit dem jeweiligen Gegenstand. Alles ist erlaubt, wenn es die Lesenden dem Gegenstand näherbringt, ihn für sie erschließt. Der Essay ermöglicht einen an Perspektiven reichen Blickwinkel. In der hier vorgestellten Buchreihe den Blick auf Landschaften und Naturphänomene in Europa.

### HEIDE

»Heide war früher ein Wort für öde, unfruchtbare ›Wüsteney‹. Die Erfindung der Heidbauern-Landwirtschaft vor circa tausend Jahren ermöglichte immerhin einen kargen, aber auskömmlichen Ackerbau. Als die Heide im küstennahen Norddeutschland buchstäblich nichts mehr hergab, wurde ihre prägnante, schöne Landschaft als Kulturdenkmal erkannt und gerettet. Allein diese Rettung ist eine wundersame Geschichte. Eine unter vielen, die zusammengenommen ein Kaleidoskop bilden. Grundfarbe lila. In unmittelbarer Küstennähe – an Atlantik, Nordsee und Ostsee – wurzelt Heide auch ohne den ›Pflege-Biss‹ von Weidetieren.«  
Claus-Peter Lieckfeld

CLAUS-PETER LIECKFELD

EUROPEAN ESSAYS  
ON NATURE  
AND LANDSCAPE

# HEIDE

 KJ M Buchverlag



## Die EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE

werden von Klaas Jarchow herausgegeben

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist  
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne  
Zustimmung der Urheber unzulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

1. Auflage März 2023  
Copyright © 2023 by Waldlichtung UG  
Simrockstr. 9a, 22587 Hamburg  
[www.europeanessays.eu](http://www.europeanessays.eu)  
ISBN 978-3-96194-203-9  
Vertrieb: KJM Buchverlag, Hamburg  
[www.kjm-buchverlag.de](http://www.kjm-buchverlag.de)

Herstellung, Satz und Gestaltung: Eberhard Delius, Berlin  
Gesetzt aus der Alisal und Scala Sans  
gedruckt auf Munken Pure 120 g, Überzug f-color natur Hanf geprägt  
Cover und Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg  
unter Verwendung von © Shutterstock\_95609440  
Korrektorat: Rainer Kolbe, Hamburg  
Druck & Bindung: Gugler GmbH, Melk/Donau  
Printed in Austria  
Alle Rechte vorbehalten



Mehr über die European Essays  
on Nature and Landscape:  
[www.europeanessays.eu](http://www.europeanessays.eu)

*Geschnitten mit lederner Sichel ein Hauch  
von Petersilie Rosmarin Thymian Salbei  
drapiert wohl in Heide – ein blühender Strauch  
Auf dass unsre Liebe nun ewiglich sei*

*aus: Are you going to Scarborough Fair  
(traditionelles englisches Volkslied,  
übersetzt von Claus-Peter Lieckfeld)*



## Auf der Lüneburger Heide

Auf der Lüneburger Heide,  
In dem wunderschönen Land  
Ging ich auf und ging ich unter,  
Allerlei am Weg ich fand;  
Valleri, valleri,  
Und juchheirassa,  
Bester Schatz, bester Schatz,  
Denn du weißt es weißt es ja.

⊙

Brüder, laßt die Gläser klingen,  
Denn der Muskatellerwein  
Wird vom langen Stehen sauer,  
Ausgetrunken muß er sein;  
Valleri, valleri,  
Und juchheirassa,  
Bester Schatz, bester Schatz,  
Denn du weißt es weißt es ja.

⊙

Und die Bracken und die bellen,  
Und die Büchse und die knallt,  
Rote Hirsche wolln wir jagen  
In dem grünen, grünen Wald;  
Valleri, valleri,  
Und juchheirassa,  
Bester Schatz, bester Schatz,  
Denn du weißt es weißt es ja.

⊙

Hi du Hübsche, ei du Feine,  
Hi du Bild, wie Milch und Blut,  
Unser Herzen wolln wir tauschen,  
Denn du glaubst nicht, wie das tut;  
Valleri, valleri,  
Und juchheirassa,  
Bester Schatz, bester Schatz,  
Denn du weißt es weißt es ja.

Als einer, der ungefähr da geboren wurde, wo Heide noch am heidigsten ist, am Nordostrand des norddeutschen Naturschutzparkes Lüneburger Heide, lernte ich ihre einschlägige Hymne gleich nach »Hänschen klein« und »Alle meine Entchen«: »Auf der Lüüüneburger Heide ...« von Hermann Löns. In meinem Fall von der vertriebenen Ostpreußin Fräulein Anne-liese Tietze, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Hanstedt mehreren Generationen von Heidjern das Lesen, Schreiben, Rechnen beibrachte. Vor allem aber das Singen.

Und durch dieses Lied gab es in meinem Kindskopf so etwas wie frühe Verwirrung, war es doch so, dass im Hermann-Löns-Lied das singende Ich von sich behauptete, »auf und unter« zu gehen. Wieso das? Warum, bei allen guten Geistern, geht da jemand unter und dann auch noch »... in dem wunn – derschönen Land«? Ich wusste damals nicht, dass die spätere Heidehymne vom Verfasser in Anlehnung an ein studentisches Ulk- oder sagen wir es gleich: Sauflied entstand. Einfangen kann man den seltsamen Text wohl dadurch, dass man sich das mit dem »auf und unter« als »rauf und runter« übersetzt. Dann offenbart sich Sinn: Den Heidewegen kann man im bewegten Relief nur folgen, indem man sozusagen die Höhenlinien wechselt – etwas, das in der norddeutschen Tiefebene ansonsten nicht angesagt ist.





*Heidebauer beim Placken*

© Sammlung Freilichtmuseum am Kiekeberg

Später, als ich besser und mehr lesen konnte, erfuhr ich, dass es im Lied tatsächlich um ein »auf und unter« hätte gehen können, dass die Lüneburger Heide tatsächlich über die Jahrhunderte eine Landschaft des Untergangs war: für Menschen, die hier zu überleben versuchten mit dem, was die Erde hergab. Heide, ein Hungerland. Elendsrevier. Eine Strauchsteppe, die man, so man denn konnte, hinter sich ließ. Von einer französischen Reiseschriftstellerin des späten 19. Jahrhunderts stammt der Eintrag: Die Menschen der Gegend sind bettelarm, ernähren sich von Heidekraut und heißen Heidschnuck. Nicht exakt richtig, aber richtig gemeint.

Der Grund für das karge Leben liegt auf der Hand: Auf reinem Sand wächst kaum mehr als auf der flachen Hand; nur



*Abtransport von Heideplacken*

© Sammlung Freilichtmuseum am Kiekeberg

Pflanzen der Kategorie Hungerkünstler und kaum, beziehungsweise nur recht kümmerlich, anspruchsvolle Feldfrüchte.

In meinen Kinderjahren, den Fünfzigern und frühen Sechzigern des 20. Jahrhunderts, sagten die Leute bei uns im Dorf noch »arm wie ein Heidebauer« oder – gewissermaßen die Steigerung nach unten – »arm wie ein Heidehauer«. »Heidehauer« ist ein fossilisierter Beruf, dessen Erklärung viel über die Heidebauernwirtschaft vergangener Jahrhunderte sagt. Also: Was ist (was war) ein Heidehauer? Einer, dessen Arbeit die buchstäblich gewordene Plackerei war. Heide wurde, wenn sie alt wurde und zu verholzen drohte, abgeschlagen und abgehoben: *abgeplackt*, mit einem Gerät, das dem Blatt einer mittig abgeknickten Plattschaukel gleicht.



Die Arbeit war hart, gefürchtet, berüchtigt und wurde nur denen zugemutet und aufgezwungen, die sonst keinerlei Einkommen generieren konnten. Meine Mutter sagte mir bisweilen: »Heidehauer kannst du immer noch werden ...«, etwa, wenn ich vor Lateinvokabeln oder dem einfachen Dreisatz verzweifelte und mir selbst androhte, das Gymnasium zu verlassen. Dass ich das Gymnasium in Winsen/Luhe dann doch nicht verlassen habe, mag auch mit dieser drohend in Aussicht gestellten beruflichen Zukunft zu tun gehabt haben. Jedenfalls hatte ich eine Ahnung davon, wie sich diese Knochenbrecherarbeit anfühlt.

Mein Heide-Privatlehrer, der pensionierte Volksschullehrer Richard Backhaus, der das sinnliche Vor-Ort-Lernen praktizierte, lange bevor es in einschlägigen Büchern (wieder)entdeckt und empfohlen wurde, dieser Richard Backhaus drückte mir eines Tages so eine Placke in die Hand. Wir standen am Rand des Töps, einer Heidefläche zwischen Hanstedt und Weseler Heide, meiner Indianer-und-Cowboy-Prärie. »Hier, mien Dschung, damit du mal 'ne Ahnung davon bekommst, wie hart die Heidjer hier früher so durchmussten.«

Ich schlug mit der geknickten Schaufelfläche zu und versuchte Heide samt Wurzelwerk abzuheben. Es misslang. Backhaus hob den Zeigefinger: »Und das hat nun einer den ganzen lieben langen Tag gemacht, Heide abplacken, so weit das Auge reicht.«

»Und warum?«

Das Abplacken war absolut notwendig, um die der Heide benachbarten Felder landwirtschaftlich nutzen zu können. In beschränktem Umfang brachte der »Abschlag« auch Material zum Dachdecken und zum Zäunebauen. Ein geringer, aber nützlicher Nebeneffekt.

Entscheidend wichtig war: Die abgeplackte »lange Heide« wurde zur »Streu-Heide«: In Ställen als Einstreu ausgebreitet – Stroh war Mangelware und wäre für Heidebauern zu teuer gewesen –, vermischte sich das trockne Kraut mit dem Kot der Schafe zu einem Düngersubstrat, das im Frühjahr auf die Felder ausgebracht wurde. Mit dieser Streu gelangte auch die dünne Humusschicht, die sich im Wurzelwerk der Heide befand, auf die Felder. Das System überlebte viele Heidjer-Generationen.

Doch das klappte nur, weil die Schnucken ihre Düngegaben nicht

nur – was tagsüber geschah – über die weiten Flächen verkleckerten, sondern nachts konzentriert in den Ställen ablieferten. Genau das war der Hauptsinn und -zweck der Heide-Schafställe (Schnuckenställe), die später, als sie sich historisch schon fast überlebt hatten, zu heide-romantisch veredelten Hinguckern wurden.

In meinem Heimatkunde-Unterricht bei besagtem Fräulein Tietze klang das noch etwas anders: Die Ställe, sagte sie, waren notwendig, um die Schafe vor Wölfen zu schützen. Dumm Tüüch! Dummes Gerede. – Wölfe gab es über die Jahrhun-



Anneliese Tietze  
© Archiv Gemeinde Hanstedt



derte in der norddeutschen Tiefebene fast immer nur wenige. Die wenigen konnte man vertreiben, lediglich im Dreißigjährigen Krieg, als Manpower überall fehlte, soll es Wolfsplagen gegeben haben. Heute erst sind wieder Wölfe auf niedersächsischen und brandenburgischen Heide- und Waldflächen unterwegs. – Die Schafställe waren Produktionsräume und Sammelstellen für Dünger. Mindestens in erster Linie.

**H**eidelandwirtschaft war verletzlich, aber über Jahrhunderte hinlänglich, jedoch nicht zur Gänze, resilient, wie man heute die Widerstandsfähigkeit eines Systems gegen Störungen nennt. Immerhin: Eine abgeplackte Fläche brauchte vier bis 24 Jahre, um sich als Heide zu regenerieren ... so weit zu regenerieren, dass wieder Beweidung möglich war. Man kann also sagen: Heidelandwirtschaft war extensiv, hatte aber erheblichen Flächenbedarf. Auf den Äckern ernährte der Heidschnucken-Düngereinstreu im ersten Jahr Roggen, im zweiten Hafer und im dritten Jahr noch den anspruchslosen Buchweizen. Eine eng auf Kante genährte, aber lange funktionierende Dreifelderwirtschaft.

Die Heideflächen, auf die ein Bauer Zugriff hatte, mussten, um vermittels Einstreu und Düngerproduktion eine Heidebauernfamilie zu ernähren, relativ groß sein. Auch das ein begrenzender Faktor; denn ein Bauer, zumal dann, wenn er allein wirtschaften musste, konnte nicht beliebig viel Zeit auf langen Zu- und Rückwegen verbringen. Die Heidebauernwirtschaft begann zu kollabieren, als das Verhältnis Heide zu landwirtschaftlicher Ertragsfläche unverhältnismäßig wurde. Eh es final zu

Ende ging, versuchten die Heidebauern die Flucht in die Fläche: Immer mehr, immer größere Heide-Areale, um die Düngerproduktion aufrecht zu erhalten. Es gab noch einen anderen, wesentlichen Kipp-Punkt – zu dem kommen wir etwas später –, wegbrechender Nebenerwerb.

Man hörte noch bis vor nicht allzu langer Zeit eine andere Erklärung für die ehemalige Ausdehnung der lila Weite. Sie hörte sich so an: Um die Feuer unter den Salz-Siedepfannen in Lüneburg Tag und Nacht lodern zu lassen, wurde Norddeutschland so gut wie entwaldet ... und damit zur Wüstenei: sprich zur Heide.

Drei Gründe sprechen dagegen. Zum einen wären Abholungsflächen nie und nimmer ohne die notwendigen, unterstützende Zupf- und Fressarbeit spezialisierter Schafe zu Heide geworden. Auch auf kargen Böden hätte Buschwerk und schließlich Wald übernommen. Zum anderen lässt sich anhand von Bodenproben belegen, dass viele nur Nur-Heideflächen schon etliche Jahrhunderte vor der Salzsiederei in Lüneburg bestanden. Zum Dritten schließlich weiß man, dass die Lüneburger ihr Flüsschen Ilmenau nutzten, um Holz in großen Mengen heranzufloßen, was allemal billiger, effizienter und bequemer war, als es lange Wege durch Heidesand zu karren.

**D**er schafsinnige Leser und die schafsinnige Leserin werden ungefähr hier beginnen, die Kompetenz des Referenten anzuzweifeln: Gilt nicht als gesichert, dass es seit mindestens 5000 Jahren Heide in der norddeutschen Tiefebene gibt, aber erst seit







knapp 1000 Jahren Heidbauern-Landwirtschaft – also *die* Form der Bodennutzung, die unsere Heide geformt hat?

Zur Erklärung ein didaktischer Rückschritt: Seit circa 3000 vor Christus roden Menschen die natürlichen Traubeneichen/Buchen-Mischwälder der Tiefebene; was unter ihren Händen nicht Ackerland wurde, wurde Weideland – und das heißt auf mageren Böden: Heideland. Diese »Heide« darf man sich allerdings *nicht* so vorstellen wie das heutige Dargebot des Naturschutzparkes Lüneburger Heide, sondern eher als Strauch-Busch-Gras-Steppe mit mehr oder minder großen Anteilen von Besenheide-Flecken.

Zu der Heide, wie sie südlich von Hamburg noch in ansehnlichen Resten als Kulturdenkmal existiert, kam es erst vor 1000 Jahren, als die Heidbauern-Landwirtschaft erfunden wurde. Also, wie schon gesagt: Mit Placken, Einstreu, Düngung, Dreifelderwirtschaft. Seither gibt es dieses eigentümliche Kulturland.

Kulturland lebt so lange, wie es die sie prägende Kultur trägt. Dass die Heide als Flächenphänomen ihren kulturhistorisch fälligen Tod überlebt hat, steht auf einem anderen Blatt. Auch zu dem etwas später.

Stopp! Ich habe, was die Ertragsfähigkeit der Heide anbelangt, etwas unzulässig verkürzt. Grundsätzlich richtig ist zwar: Die Heide sorgte – über den Umweg der Düngung mit Schnuckenkot – für die notwendige Fruchtbarkeit des kargen Landes. Aber die Heide brachte auch noch etwas Zusatzeinkommen. Nicht viel, aber genug, um den Unterschied zwischen Verhungern und Überleben auszumachen. Da war, schon seit dem Hochmittelalter, die Heidehonig-Ernte (seit dem 16. Jahrhundert überwiegend in der Hand von Berufsimkern) und – heute ver-

gessen und fast bedeutungslos – die Produktion von Bienenwachs, dem wohlriechenden Elixier für Kerzenzieher. Zu manch einer katholischen Messe in Bayern oder Schwaben brannten Heide-Wachskerzen aus dem kargen protestantischen Norden. Honig, Wachs, Lammfleisch und – bevor das Merinoschaf den Markt weltweit aufrollte – Schnuckenwolle konnten den Unterschied machen zwischen Hungerleider-Dasein und einigermaßen auskömmlichem Leben.

Dass die Heidbauern-Landwirtschaft – spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts – nicht mehr in der Lage war, ihren Mann und ihre Frau zu ernähren, hat auch damit zu tun, dass die genannten Zusatzeinnahmen wegfielen. Stearinkerzen verbrannten den Markt für Wachskerzen. Zum Süßen brauchte man, spätestens seit man aus Rüben Zucker kochen konnte, keinen Honig



Wanderimker mit »Lüneburger Stülpern«

© Sammlung Eckart Brandt

mehr. Lammfleisch kam in ausreichenden Mengen von den Deichen und, seitdem es stabile, hochseetaugliche Kühlketten gab, spottbillig aus Australien und Neuseeland.

Eine Weile versuchten die Heidebauern noch gegenzuhalten, indem sie ihre Herden massiv vergrößerten – Lammfleisch bot immer noch akzeptable Erträge. Aber es passierte exakt das, was immer passiert, wenn austarierte Agrikultur-Systeme überdehnt werden. Sie schlingern und fallen mit Kollateralschaden um. Die Heide wurde überweidet, das Heidekleid scheuerte – bildlich gesprochen – durch, es entstanden Dünengebiete, wo zuvor noch Menschen, Schnucken und Bienen ein Auskommen hatten.

Die heidegestützte Landwirtschaft – und daran vermochte auch die aufkommende chemische Düngemittelproduktion nichts zu ändern – war Ende des 19. Jahrhunderts am Ende. Und die Heide, als flächenhaftes Natur- ... Halt, falsch! ... als flächenhaftes *Kulturphänomen* wäre fast verschwunden, bevor sich Retter auf die Beine machten. Aber das ist eine andere Geschichte, zu der wir gleich kommen werden. Für mich – ich denke mal, so viel Lokalpatriotismus darf sein – eine rühmliche Geschichte aus Deutschlands Norden.

**A**m Anfang war das Wort. Und es hatte seinen Grund. Es erklang im Totengrund bei Wilsede. Der genaue Wortlaut ist nicht übermittelt, steht in keinem Tagebuch. Aber es wird – wir folgen einfach mal Walter Brauns, dem dichtenden Biographen des genialischen Heidepastors Wilhelm Bode – ein Ausdruck tiefster Ergriffenheit gewesen sein. Anfang der Siebziger Jahre

des 19. Jahrhunderts, Preußen hatte gerade »siegreich Frankreich geschlagen«, stand der Lüneburger Oberschüler Wilhelm mit seinem stadtberühmten Vater (ebenfalls Wilhelm) Bode am Rande des Totengrundes, und beide blickten in eines der schönsten Natur-Amphitheater Deutschlands: lila grundiert, nach den Gesetzen einer verborgenen Ästhetik mit schwarzen Wacholder-Säulen und Findlingen begnadet.

Bode junior war verzaubert und – was wichtiger war – gefangen. Gefangen im Sinne von verhaftet. Der Idee verhaftet zu retten, was noch zu retten war an Heidelandschaft.

Ob es genauso war? Frühe Bestimmung durch Elementarerlebnis? Zweifel sind erlaubt, aber ich darf kurz begründen, warum ich für stimmig halte, was der Biograph des Heidepastors aus frühen Bode-Tagebüchern herausgepresst hat. Mir ging es – etwa im selben Alter wie Bode, nur 90 Jahre später – genauso, oder sagen wir: ähnlich. Ich wurde im Totengrund verzaubert und auf eine Bahn gesetzt, die ich ein Leben lang nicht verlassen habe: Natur schützen. Und siehe, es geschah am gleichen Ort.

**I**ch war Jungpfadfinder im Hanstedter Pfadfinderstamm Wodans Ger. Wald- und Heidewanderungen waren genauso angesagt wie Kartenkunde und Lagerfeuermachen mit nassem Holz. Für die jährliche Pfingstfahrt hatten wir uns 1961 etwas Kühnes vorgenommen: im Totengrund, ohne die übliche Kothe (Hordenzelt) und nur im Schlafsack zu übernachten.

Den Weg von Hanstedt über den Töps, diese eigentümlichen Heide-Enklave, in die Spuren einer viel umrästelten Heerstraße





*Blick in den Totengrund zur Heideblütenzeit im August*



eingesenkt sind, über die lichte Weseler Heide, durch Undeloh, die selbsternannte »Perle der Lüneburger Heide«, dann den Wilseder Berg übersteigend bis in den Totengrund ... diesen Weg hatten wir mit so genannten »Affen«, unbequemen fellverkleideten Tornistern, und umgeschnallten Schlafsäcken hinter uns gebracht. Nicht der Weg, der war lang und mühsam, das Ziel war das Ziel: Totengrund. Eine Ortsbezeichnung, die sich ungefähr so raunend anhört wie Böcklins Toteninsel oder Travens Totenschiff.

Wir hatten am Heimabend davor auf Bauer Vicks Heuboden erzählt bekommen, dass der Totengrund Totengrund heiße, weil die Wilseder Bauern – in Ermangelung eines eigenen Friedhofs – durch diesen Talgrund ihre Toten nach Bispingen getragen hätten. Eine andere, wesentlich weniger ergreifende Erklärung: Der Grund sei so sandig, dass jeder labende Regentropfen versickert und deshalb die Erde zu tot sei, um etwas hervorzubringen.

Ich weiß nicht, ob wir die Fahrt in den Totengrund auch angegangen wären, wenn sie nicht verboten gewesen wäre. Im Naturschutzpark zelten, wenn auch ohne Zelt? Mindestens ein Leichtverbrechen, zumal Pfadfinder generell zum Lagerfeuer machen neigen.

Und da lagen wir nun im braunen Kraut auf den Rücken, den Sternenhimmel nach Vorzeichen absuchend; denn die aufgezoogene Nacht sollte uns doch bitte schön tüchtig was flüstern, sonst hätte sich der lange Weg ja nicht gelohnt. Die Wacholder hielten »schwarz und schweigend Totenwache« (ein Bode-Plagiat). Totenwache für wen auch immer. Dann der Überflug eines Waldkauzes, etwa in die Richtung, die die Sargträger damals einge-

geschlagen haben müssten. Ob der Kauz vielleicht der Geist eines Toten ... denkbar, wenn nicht gar wahrscheinlich.

Ich schlief rasch ein. Was enttäuschend war.

Bei Sonnenaufgang weckte mich Feuchtigkeit auf den Augenlidern. Der Grund war von unzähligen Spinnweben verhängt, in denen Tautropfen glitzerten. Alle anderen schliefen noch. Die Sonnenstrahlen, die sich durch den Waldrand oberhalb des Heidetals fingerten, und der Moment gehörten mir, ich habe sie nie wieder hergegeben. (Ich finde es übrigens außerordentlich feinfühlig, dass die alten Römer die Morgenröte als Geschenk einer Göttin namens Aurora genommen haben.)

Ich blinzelte, jemand blinzelte zurück. Vor mir stand auf Augenhöhe ein Fuchs, der nach nächtlicher Jagd seinen Weg geschnürt kam und nun einigermaßen erstaunt schien, dass der Pfad besetzt war. Er schaute, schnürte ein paar Schritte rückwärts und sprang dann keckernd ab. Der Totengrund lebte. Und ich bin mir sicher, dass mich die Heide, der Tau im Sonnenlicht und der Fuchs auf den Weg gebracht haben.

Wem »sowas« nichts sagt, der merke sich bitte trotzdem: Der Totengrund ist magisch. Ungezählt die mehr oder minder meisterlichen Farbkünstler, die hier hockten, um die Magie auf die Zweidimensionalität einer Leinwand zu reduzieren.

Minder meisterlich ...? Bode, der Heideretter, Schulinspektor, Bankgründer, Prozessbevollmächtigte, Wortmensch, Tatendurstige und Seelenhirte, hat sich in späten Jahren immer mal wieder über uninspirierte Künstler mokiert, die seiner Heide »mit dem Pinsel gelbe und blaue Flecken schlagen«. Spott war das Florett des Mannes, der sich im vorgerückten Alter noch prügelte, um



seiner Ehre willen und um die einer Frau. Sie merken: Wir kommen an Wilhelm Bode nicht vorbei, wenn wir über das Naturschutzgebiet Lüneburger Heide sprechen. Wäre es da nicht gut, wenn wir uns auf den Weg machten, der nach ihm benannt ist, auf einen der schönsten Heidewege überhaupt?

**D**en Weg ist er einige tausend Male gegangen. Manchmal hat sich der Pastor, den sie den Heidepastor nannten, im Radenbach das Taschentuch befeuchtet, um sich die Heidsommernglut aus dem Gesicht zu wischen. Manchmal hat er sich den unfrommen Wilddiebhut in die Stirn gedrückt, um sich vor den Eiskristallen zu schützen, wenn sie flach und spitzig aus der Wilseder Wacholderheide herunterwirbelten.

Der Wanderweg durchs Herzstück des Naturschutzparkes Lüneburger Heide trägt zurecht seinen Namen: Pastor-Bode-Weg. Mit ihm verhält es sich nicht wie mit ungezählten Goethestraßen in architektonisch verwüsteten Siedlungs-Aglomerationen, von denen jede für sich genommen Dichter-Majestätsbeleidigung ist. Nein, der Pastor-Bode-Weg erweist seinem Namensgeber noch heute die Ehre. Eine begehbare Gedenkstätte.

Es gäbe diesen Wanderweg, es gäbe die umgebende Landschaft heute nicht mehr, wäre nicht Anfang des vergangenen Jahrhunderts diese wortmächtige Gestalt gewesen. Der Pfad wäre heute, auf landwirtschaftliche Normbreite gebracht, etwa die Zuwegung zu einer Maissteppe oder wäre zu einer Erschließungsstraße zu einem Zweitwohnungskomplex mutiert. Das blieb ihm erspart. Er zeigt sich heute fast noch so wie vor rund



*Pastor-Bode-Weg*

© Helmut Penzlin

hundert Jahren, als der Egestorfer Gottesmann seinen barocken Schatten auf ihn warf.

Ich gehe den Weg gern zur Unzeit. Bei Regen und in atlantischen Wolkenbrüchen. Hoch-Zeit indes sind die Spätsommer-Wochenenden: Heideblüte, wenn das lila Zauberkraut Bienen und Touristen anzieht und jeder Wacholder – von grinsenden Selfie-Gesichtern verhöhnt – Modell stehen muss.

An solchen Tagen kriegt man dem guten Geist der Heide nicht vors innere Auge, keine Spur von Pastor Bode. Aber heute stehen die Chancen gut. Der Himmel hat Bodenkontakt, ein kurzatmiger Wind zerfleddert den grauen Duschvorhang, der von Nordwest, vom Meer her, eingezogen wird. Der Pastor-Bode-Weg verbindet, gut sieben Kilometer lang, die beiden wesentlichen Lebensstationen seines Namensgebers: Egestorf und Wilsede,





*Schneverdinge Pietzmoor mit Wollgras*



Kanzel und Heide. Sinnvollerweise wandert man Lebenswege in Verlaufsrichtung. Also: Ausgangspunkt Egestorfer Kirchplatz.

Hier erinnert ein Denkmal an den großen Sohn der Heide, der von sich sagte »Ich bin kein Pfaff«. Nur eine Gehminute entfernt die Sparkasse, deren Gründung und Betrieb er veranlasste. Sie war Teil von der Bode'schen inneren Mission gegen die würgende Heidbauern-Armut, genau wie sein Vieh-Versicherungsverein. Und wenn es vor dem Winsener Amtsgericht mal um mal um Mark und Pfennig oder Zahlungsaufschub für Zahlungsunfähige ging, wechselte Bode von der Kanzel vor Justitias Schranken. Darauf angesprochen soll er gesagt haben: »Eine Gemeinde, die von ihrem Pastor wenig erwartet, die schläft.«

Als Bodes Kirchenoberen zu mäkeln begannen ob der geistlichen Einmischung in weltliche Dinge, warf ihnen der gebürtige Lüneburger die Heilige Schrift ins Winsener Kirchenkontor, will sagen: konfrontierte sie mit Jesu Beispiel, der den Hungernden nicht das Manna nach dem Tode versprach, sondern es pronto und analog vom Himmel regnen ließ.

Die kleine Steinbrücke, die südlich von Sudermühlen die Schmale Aue überspannt, steht noch, dort, wo sich das schönste Heideflüsschen Niedersachsens glucksend von links nach rechts ins Bett wirft. Ein Bohlenweg, den gab es zu Bodes Zeiten noch nicht, quert ein paar hundert Meter weiter westlich das Radenbachtal.

Zwischen Schmalen Aue und Wilseder Wacholderheide zieht der Pastor-Bode-Weg, changierend zwischen Schilfbraun und Wiesengrün, seine Lebenslinie. Jenseits des kleinen Tales dehnt sich dann eine der schönsten Heidflanken der Welt – die Wilseder Wacholder-Heide.

Ach, Wacholder!

Ehe ich in seiner Beschreibung dilettiere, gebe ich lieber dem Pastor das Wort: »Er rauscht nicht wie andere Bäume. Still steht er da, ein natürliches Gedenkmal, eine Schildwache des Todes. Unsere Vorfahren meinten, Nixen und Elfen wohnten in dem Baum. Dem feinsinnigen Geschlecht galt es als Todsünde, ihn mit dem Beil zu fällen. Die Wacholdergruppen geben, bald einzeln, bald in förmlichen Waldungen vereint, der Landschaft ihr eigenes Gepräge, welches noch von Schritt zu Schritt wieder wechselt, denn hier sind sie bizarr und urkomisch in ihrer Unregelmäßigkeit, dort wieder schlank und licht wie Pinien, die unter der Schere des Gärtners gehalten werden.« – Ich weiß nicht, ob Bode es wusste; für alle Fälle eine kurze Ergänzung: Die »bizarr und urkomisch unregelmäßigen« sind weibliche, die »schlank und lichten« männliche Wacholder ... das ist keine typisch männliche Sottise, das ist wirklich so.

Es waren auch diese »Schildwachen des Todes«, die Bode mahnten, sich für das Überleben einzusetzen – für das Überleben eines Landschaftstypus, dessen Zeit mit absterbender Heidelandwirtschaft auslief.

Zuvörderst gerettet werden musste der Totengrund, dem Überbauung drohte und der – das wurde Bode schnell klar – nur durch Kauf zu retten sein würde.





*Der Totengrund bei Wilsede*



Fritz: Jürgen Mathies ut Sohrndörp is mit de heele Familie hen na Amerika gahn. (Jürgen Mathies aus Sahrendorf ist mit der ganzen Familie nach Amerika gegangen.)

Ilka: Un? Wie hävt wull nich mal dat Geld bet Hamboch-Veddel? Ne Schipptuur övern Ozean ...? Wi alltohoop? Orrer wull du use ole Modder und de Kinnern hier laten? (Und? Wir haben doch nicht mal das Geld bis Hamburg-Veddel. Schiffsreise üvern Ozean ...? Wir alle? Oder willst du unsre alte Mutter und die Kinnern hierlassen?)

Fritz: Ik denk ja nur. Und ... wi brukt nötig een niege immen-huv. Ut de olen schwarmt de Immen af. Kann jüm jo ok verstahn. Keen wahnt schon gern inne Brookbood? (Ich denk ja nur. Und ... wir brauchen neue Stülper. Aus den alten schwärmen die Bienen ab. Kann sie ja verstehen. Wer wohnt schon gern inne Bruchbude ...)

**A**uch die Heidjer wollten natürlich nicht so wohnen. Es gab nicht nur windschiefe Katen, es gab auch Wohnkultur – man war zwar nicht stein-, aber sandreich. Die Stubenböden bedeckte in den etwas gehobeneren Haushalten gern einmal der denkbar weichste, weißeste, weihevollste Teppich, einer, der nur hier ausgebreitet wurde: Heidesand.

Das sah schön aus und signalisierte: Unsere gute Stube ist unberührt. Du, lieber Gast, bist der erste, der hier hinein seinen Fuß setzen darf. Wisse das zu schätzen!

Ich erinnere mich, als Kind diese feierliche Einstreu noch in Kampen, wenig westlich der großen Heide, im Geburtshaus mei-

ner Großmutter mütterlicherseits, gesehen zu haben – staunend und fassungslos. Da musste man sich nun zuhause die Schuhe ausziehen, um ja keinen Sand ins Kinderzimmer zu tragen, und hier geschah das mutwillig und vorsätzlich.

**W**enn ich mir überlege, was meine Vorfahren in der Heide alles nicht hatten ...: medizinische Vollversorgung, Dusche, Kühlschrank, Smartphone, unterhaltsamen Horror in 3D, das ZDF-Traumschiff in Pentium-Qualität ... dann stellt sich mir die Frage: Was *hatten* sie eigentlich? Und was hatten sie vom Leben?

Über dem Ehebett meiner Heidjer-Großmutter, Berta Dittmer, hing, eingelesen in eine Heidelandschaft mit aufgehender Sonne, der Spruch: Beklage nie den Morgen / der Müh und Arbeit gibt / Es ist so schön zu sorgen / für Menschen, die man liebt.

Dieses Glück würde meiner Kopfgeburt, der modernen Journalistin, die ihren Burnout in der Heide löschen will, natürlich nicht genügen. Mir auch nicht. Aber etwas davon würden ihr guttun. Die Erkenntnis, dass Glück aus dem kleinen Gelingen kommt.

Unsere Altvorderen waren wohl im Schnitt kränker (ver-eiternde Zähne konnten einen schon umbringen), aber, so vermute ich, im Kopf gesünder als wir. Es gab zwar durchaus Depressive; in den Heide-Schnurren und Dönsches tapern sie als Sonderlinge und als Abseitige durch die Erzählflüsse, aber es waren wohl eher nicht so epidemisch viele wie heute. Albert Camus, Frankreichs großer philosophierender Romancier und



Essayist der Neuzeit, hat gesagt, man müsse sich Sisyphos – den unermüdlichen, stets scheiternden Steinewälzer der Antike – als glücklichen Menschen vorstellen. Dito Heidjer, die auch Gesteinsbrocken bewegt haben.

Ich stelle mir die Heidjer, besonders die klassischen Heidebauern, als zufriedene Menschen im Grenzgebiet zwischen Armut und Auskommen vor, egal ob sie nun Findlinge für Hofumfriedungen zurechtschlugen oder Buchweizen-Fladen in ihre Hungersuppen brockten.

**A**ch, Buchweizen ... ist ein »Pseudogetreide« und so wenig Weizen wie eine Bisamratte Ratte oder ein Walfisch Fisch ist. Buchweizen ist kein Getreide, also auch kein Gras-, sondern ein Knöterichgewächs, das zur großen Ordnung der Nelkenartigen gehört. Die bekannteste Art der Gattung ist der Echte Buchweizen. Die Blätter sind wechselständig angeordnet, das heißt, nie zweigen zwei auf gleicher Höhe vom Stängel ab. Die ganze Pflanze ist unscheinbar – wenn sie nicht gerade weiß oder zart-rosa und verhältnismäßig lieblich blüht.

Die Buchweizenkörner – also das, worauf es ernährungstechnisch ankommt – müssen geschält werden, denn die Schalen enthalten einen roten, gesundheitsschädlichen Stoff. Die Körner werden zu Buchweizenmehl vermahlen, aus dem man heute Fladen und Nudeln herstellt. Früher war es das Heide-Universal-mehl. Und ein zentrales Geschenk meiner Kindergeburtstage.

Es gab in den Fünfzigern und Sechzigern für mich keinen 18. November ohne Buchweizentorte. Das Mehl kreierte einen nus-



*Buchweizen* aus: Prof. Thomé (1885)  
Flora von Deutschland und der Schweiz

sigen Geschmack – aber besser als Nuss –, veredelt durch Schlagsahne und Bickbeeren-Marmelade, die dünn-schichtig eingestrichen wurde.

Dünnschichtig! Die Standardsünde vieler Buchweizentorten-Konditoren ist es, die ganze Chose zu süß werden zu lassen. Geschieht das – etwa wenn die Marmeladensüße die Nussigkeit erwürgt – besser auf den Verzehr verzichten! Wie alle Liebhaber der mütterlicher Buchweizentorte behauptete auch ich, dass nur meine Mutter sie perfekt

herstellen konnte. Das ist die reine, die tief-subjektive Wahrheit. Zweifelhaft? Auf einem muss ich bestehen: Mutter Gertrud Lieckfelds Buchweizentorten hatten diese überwältigende Herb-süße und balancierten mit Grandezza auf dem schmalen Grat zwischen zu feucht und heidestaubtrocken.

Sie kennen das, oder? Die Gerichte der frühen Jahren bleiben lebenslang frisch, man bewahrt den Geschmack der Kindheit, kann ihn nicht auf der Zunge zergehen lassen, ohne dass Bilder aufsteigen. Bei mir ist das bei Buchweizentorte der Fall. Wenn

ich einen Verein gründen würde, Deutsche tun das ja fast zwanghaft, wäre es der »Freundeskreis der Buchweizentorte e. V.«, und es gäbe sehr strenge Aufnahme- und Ausschlusskriterien. Zum Beispiel: Keine fetten Zucht-Heidelbeeren (die ausgerechnet in der Heide nicht Heidel-, sondern Bickbeeren heißen), sondern die kleinen blauerligen Geschmacksbomben, wie sie hier ... und nur hier ... zu süßherber Perfektion heranreifen.

Bickbeeren waren in der Heide ausgesprochene Hochsommer-Zeiger. Meine Oma väterlicherseits, in Hamburg im Juli 1943 ausgebombt, die »mit nichts als dem Nötigsten auf dem Leib« nach Hanstedt kam, war sehr zur ärgerlichen Verwunderung der ansässigen, geborenen Heidjerrinnen, unschlagbar gut »inne Bickbeeren«. Wo geübte eingeborene Pflückerinnen drei Milchkannen vollklaubten, schaffte Oma Mieke in derselben Zeit fünf. »Das hat mich, deinen Großvater, deinen Vater und seine zwei Brüder durch die schlechte Zeit gebracht«, sagte sie, immer wenn ich sie auf ihre nie gebrochenen Sammelrekorde ansprach. – »Das kann so nicht ganz stimmen, Oma Mieke«, muss ich ihr nachrufen. Die Bickbeeren-Saison ist kurz, und der Rest des Jahres ist auf der Heide genauso lang wie anderswo. Für mich haben Bickbeeren, vulgo Heidel- oder Blaubeeren, noch immer den Geschmack meiner Jugend in der Heide.

Leichte, aber nur sehr leichte Geschmacks-Irritation: Es gab da in den Sechzigern und auch später noch ein gut instrumentalisiertes Gräuelmärchen, erfunden wohl von jemandem, der verhindern wollte, dass zu viele Menschen zur Bickbeeren-Saison die Wälder fluten: Tollwütige Füchse, hieß es, würden beim Bickbeeren-Naschen ihren todbringenden Geifer über die Beeren ver-

kleckern. Ähnlich instrumentalisierte man die heideansässige Kreuzotter.

Als Verbote und Wegegebote die Touristen nicht an Kreuz- und Quer-Läufen durch geschützte Heide hinderten, stellte man Schilder auf: »Vorsicht, Kreuzottern!« Man setzte auf den Mangel an Wissen; Kreuzottern können, anders als behauptet, fast unter keinen Umständen per Biss töten.

**M**angel schafft bisweilen Erstaunliches. Nährstoffmangel zum Beispiel. Wir wissen, dass die artenreichste Weltgegenden, die, auf deren Böden Regenwälder wurzeln, wegen ihrer Nährstoffarmut so reich an Arten sind. Wo dagegen Nährstoff en masse im Angebot ist, setzten sich schnell die besten »Futtermittel« gegen die Konkurrenz durch. Das Langzeitergebnis: Artenarmut.

Die Besenheide ist Pionierpflanze. Sie ist die erste, die ein unbewachsenes Terrain aus Heidesand erobern kann. Und es mutet wie ein bemühter Wortwitz an, dass es Pioniere waren – im Südteil des Heideparks waren es britische Pioniere der Rheinarmee –, die die Heide verteidigten, beschützten, retteten, aufblühen ließen und noch lassen.

Die Panzer-Kriegsspiel-Übungsflächen schufen immer wieder die Gnade der Stunde Null, eine Gnade, auf die die Heide angewiesen ist, wenn sie nicht vergreisen oder in aufwachsenden Wäldern untergehen soll. Jede plattgewalzte Birke, jeder von einem Panzerbauch geplättete Buckel: eine Bataille, die für die Heide-Natur gewonnen war. Jede Panzerkettenspur eine Lebens-





Maschinell abgeplackte Heide

© Helmut Penzlin

linie. Jeder neu aufgeschobene Sandwall ein Eldorado für Laufkäfer der Roten Liste. Jede tote Kiefer Lebensraum für Ziegenmelker. Jede feuchte Senke Heimat der Gebänderten Heidelibelle.

Ich muss an mich scharf einbremsen, um nicht ein Loblied auf Deutschlands Top-Waffenschmied Rheinmetall zu singen, der bei Munster große Waffen-erprobungs-Areale betreibt, auf denen sich Birkwild, Wölfe und die allerseltensten Laufkäfer wohlfühlen. Dennoch. Ich hielt es für keine gute Idee, die Bundeswehr zu Großübungen in den Steingrund



Englischer Centurio-Panzer

© Wiki Commons, CC BY-SA 3.0

oder die Wacholderheide bei Niederhaverbeck einzuladen. Schließlich war es schwer genug, den großen Südabschnitt des Naturschutzparkes panzerfrei zu kämpfen.

**D**ie Ausweitung der Heideflächen ist eine Siegesgeschichte in der an Siegen armen Naturschutzgeschichte. Der leitende General des Befreiungskampfes war Alfred Toepfer, von 1954 bis 1985 Erster Vorsitzender des VNP, zugleich Mäzen, Herr der Geldtöpfe und genialer Fürsprecher des Heideschutz-Gedankens.

Den bestmöglichen Gedenkort, den einer für sein Lebenswerk haben kann, hat der Mann, den Getreidegroßhandel zu einem der reichsten Deutschen der Wirtschaftswunderjahre machte, nicht bei den ehemaligen Getreidesilos der Hansestadt, deren Ehrenbürger er ist. Korn war sein Beruf, Heide seine Berufung. Deshalb liegt sein Denkmal auch nicht in Hamburg, sondern oberhalb des Wümmetals, wenig westlich von Oberhaverbeck. Dort, wo noch bis in die Neunziger des vergangenen Jahrhunderts Panzer wühlten und die Eisenblechfetzen flogen. Ein Stein neben einer Schutzhütte nennt Toepfers Namen; Erklärungstafeln würdigen seine Verdienste um die Heide.

Ich erinnere mich an einen seiner Vorträge, die Toepfer noch als Neunzigjähriger, frei stehend und frei redend, zu Gehör brachte. Seine Heide-Apotheose, das war weltliches Hochamt, war Bergpredigt vom Heidehügel. Gern erzählte er, wie er kurz nach Kriegsende, als sich die Briten die südliche Nordheide als Groß-Übungsgelände einrichteten, nächtens mit Gleichge-



Der Doyen der Lüneburger Heide: Alfred Toepfer

© Alfred Toepfer Stiftung F.V.S.

sinnnten durch die Heide robbte, um die Grenzpfähle zu verschieben.

Toepfer hat dann später sehr viel zugunsten der Heide verschoben. Immer einmal wieder auch mit der schieren Gewalt, die aus den Konten kommt. Seine Hauptfeinde waren die Birken, Fichten und Kiefern, die, das weiß man ja, die freie Heide bedroh(t)en. »Entkusseln!« war sein liebster Tagesbefehl.

Ich erinnere ich mich noch an eine Toepfer-Veranstaltung in den frühen Achtzigern, als im Publikum ein bekannter Ökologe, Professor Ernst Preisung, aufstöhnend die Bemerkung wagte: »Aber Herr Toepfer, Heide, das ist doch nicht nur lila ... denken Sie an die vielen wertvollen Saumbiotope!« Die waren Toepfer wohl nicht ganz egal. Aber wichtig waren ihm große, freie Hei-

deflächen. Die wollte er. Die bekam er. Dass der VNP seine Heideflächen erheblich vergrößern konnte – die ehemaligen Militär-Übungsflächen im Süden des Parks (1800 Hektar) gelten heute als ökologisches Tafelsilber – hat ganz wesentlich mit ihrem Langzeitvorsitzenden, Alfred dem Großen, zu tun.

Toepfer war kein Teamplayer, er soll wie ein »Überhalter« gewesen sein, wie diese Baum-Großgestalten, in deren Schatten wenig Nachwuchs hochkommt. Sei dem, wie es wolle; was man von Pastor Wilhelm Bode sagen kann, gilt auch für den Hanseaten: Die Heide, wie wir sie im Naturpark heute sehen, wäre ohne ihn schichtweg weg.

Sowohl Bode als auch Toepfer lag der Wald nicht sehr am Herzen. Mehr lila, weniger grün, war – etwas vergrößert resümiert – ihre Devise. Aber auf der Agenda des Schutzgebietes hatte und hat auch der Wald, der immerhin rund 35 Prozent des Gebietes ausmacht, einen Stellenwert. Man wollte von Anfang an naturnahe Wälder, die sich selbst verjüngen. Vorfindlich waren aber überwiegend Stangenforste aus Fichten, das Gegenbild eines naturnahen Waldes und der Horror jedes natur-affinen Menschen. Seit Jahren ist der VNP auf dem Weg, die ererbten Monokulturen abzuräumen und sich selbst verjüngende, artenreichere Wälder zu etablieren.

Damit die Selbstverjüngung gelingt, darf die Zahl der Rehe – die sich gern an den Triebspitzen junger Bäume verköstigen – nicht zu groß sein. Sie ist es aber, wie in ganz Wald-Deutschland, so auch im Heidepark. Es braucht Jäger, die die epidemische Ausbreitung des Rehwilds stoppen und zurückkämpfen. Hermann Löns, der nicht nur ein großer Naturschützer, sondern auch ein





*Blick vom Wilseder Berg*

passionierter, treffsicherer Jäger war, würde auf Anfrage jetzt wohl schon mal durchladen.

Wir schließen, wie wir begonnen haben, mit einer Zeile aus seiner jagdlich eingefärbten Sauflied-Heide-Hymne: *Falleri und Fallera ... Juppheidi und Juppheida*.

\* \* \*

Nachtrag Mitte August 2022, geschrieben bei mäßiger Heideblüte: Ich hatte meine Heide-Gedanken gerade mit den etwas dadaistischen Kunstworten aus Hermann Löns' Heide-Hymne geschlossen, als mich ein Freund anrief, der etwa gleichzeitig mit mir, 1967, das gemeinsame Heidenest Hanstedt verlassen hatte. Er nach New Jersey/USA, ich nach Buxtehude in die Estetal-Kaserne.

Er komme auf'n Sprung vorbei, sagte er, habe nur wenig Zeit, aber es müsse »... after all these years ...« einmal wieder Heideblüte sein.

Ich musste ihn gleich etwas einbremsen, was seine Erwartungen anbelangt: »Rümmel, dieses Jahr blüht die Heide aber sowas von besch...eiden wie fast noch nie ... Klimawandel, Dürre ... weiß der Teufel warum!«

»Macht nichts«, mailte er, er komme trotzdem; in jedem Fall aber wolle er ein Best-of.

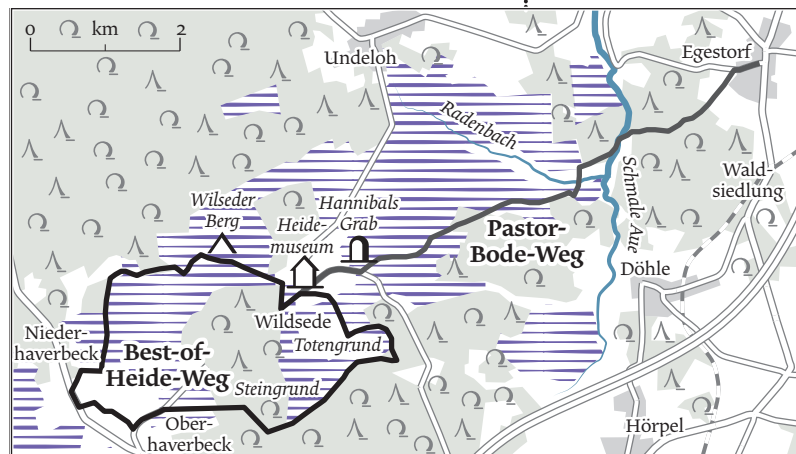
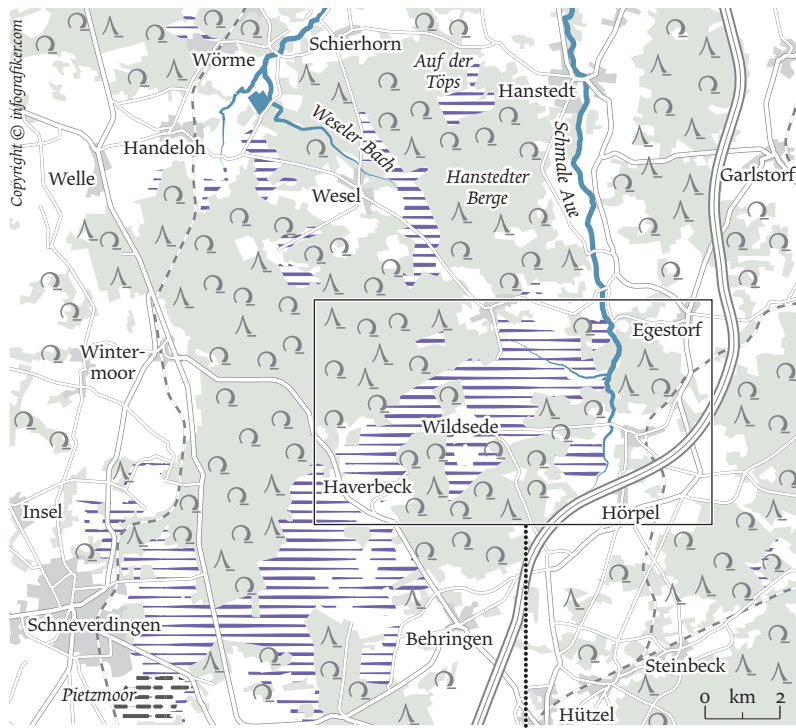
Hierdurch animiert, habe ich die folgende Best-of-Heidetour notiert.

»**Best-of**« **Totengrund / Wilseder Berg** ... die Herzkammer der Lüneburger Heide – insgesamt 14,9 Kilometer. Wenn man eine »Best-of«-Heidetour empfehlen soll, gerät man in ein Dilemma, zumal Schönheit ja auch dann, wenn es um landschaftliche geht, im Auge des Betrachters liegt. Aber nach gründlichem Nachdenken kann ich mich doch zur Benennung eines »Königswegs« verständigen. Die **Wilseder-Berg**-Wandertour ist besonders reich an Höhepunkten. Man geht durch Heide und taucht in Wald. Man blickt über wellige Weiten und alles wird plastisch. Ausgangspunkt sollte **Oberhaverbeck** sein. Kaum eine Handvoll Gehöfte. Viele hohe Eichen, die ja seit jeher zum Erscheinungsbild eines Heidedorfes gehören. Eichen können, was uns seit Menschengedenken misslingt: mit dem Alter immer schöner werden. Es gibt Eichen, die ihre abgestorbenen Äste wie Traumfänger in den Wind recken (sie behalten sie gern bei sich). Hinter dem Ortsausgang geht es kurz hügelan, auf einem dieser strahlend weißen Wege, so als ginge man auf Schneepfaden durch den Sommer.

Der Rücken, auf den man sogleich gerät, heißt **Turmberg**, ist aber so wenig Berg wie der Wilseder Berg oder der Ahrberg im Garlstorfer Wald Berge sind. Hügel halt. Hier sollte der Wanderer unbedingt den Blick schweifen lassen über die umliegende Heidelandschaft! Ausatmen und staunen! Hügelabwärts kommt man zu einer Wegkreuzung. Nach rechts führt der Weg in den Wald. Dichter Mischwald, Ende August wahrscheinlich schon mit Birkenpilz-Duft. Hohe Bäume. Schatten, dem vertraut man sich gern an, wenn es ein Augusttag mit Heidsommernglut ist.

Dann wieder, den Wald im Rücken, ein Horizont mit Heide. Und was für einer! Wie schwarz lackierte Zinnsoldaten stehen Wacholder auf dem gegenüberliegenden Hang. Auf Plattdeutsch heißen Wacholder *Machangel*. Und im Hanstedter Dorfkrug gab es Gin aus »garantiert originalen Machangel-Beeren«. Die alten Heidjer kippten den Stoff eiskühlt zum Bier. Aber nicht so oft: war deutlich teurer als Heidmärker Korn.





Dann der **Steingrund**! Nicht wenige finden ihn noch eindrucksvoller als den Totengrund. Der Pfad führt – eher am oberen Rand – durch dieses Wunderland. Hier ist Mensch dicht am Heide-»Best-of«!

Nur ein kleiner Bergrücken trennt den Steingrund vom **Totengrund**. Wem zu viele Menschen entgegenkommen, denn viele kennen diese Best-of-Tour: passieren lassen und auf Stille warten! Den Totengrund darf man sich nicht verlärmern lassen! Man könnte von hier auch einen kleinen Abstecher zum Gedenkstein für Professor Andreas Thomsen machen, der 1906 sechstausend Goldmark für den Ankauf der Keimzelle des Naturschutzparkes gegeben hat.

Den **Totengrund** kann man auf teils schmalem Pfad umrunden. Kiefernurzeln, sandige Wege, schlängelnder Pfad und immer wieder: wechselnde Einblicke in den Grund. Man putze seine imaginäre Brille, damit man das alles mit dem inneren Auge sehen kann. Der Totengrund ist nicht so überwältigend wie etwa die Dolomiten oder die Dschungel-Tafelberge Venezuelas. Er ist eindringlich. Er ist in einer Weise überlegen wie Schumanns Träumerei einem Wagner'schen Sturmgebläse aus dem Orchestergraben überlegen ist. Der Totengrund ist nicht tief, aber er hat Tiefe. An einem Schafstall vorbei (ehrlich gesagt, er ist zu groß, um original zu wirken) erreicht man das Heidedorf **Wildsede**: Fachwerkhäuser unter Stroh und Reet, Findlingsmauern, Kopfsteinpflaster. Und wenn die Tageszeit passt: Buchweizentorte! (Ich muss bezweifeln, dass sie im Wildsede dieser Tage so gut ist, wie meine Mutter sie machen konnte. Aber eine Sondierung mit der Kuchengabel kann nicht schaden.)

Vom **Schlangengrund** – woher der Name? Vielleicht gab es hier einmal auffällig viele Kreuzottern? – hinauf zum **Wildseder Berg**. 169 Meter. Es wird immer noch behauptet, dass Napoleon zu Beginn seines Russlandfeldzugs hier gestanden hat, Hand im Westenaufschlag, ostwärts grübelnd ... sehr zu bezweifeln, das! Ziemlich sicher aber stand der große Carl Friedrich Gauß beim Vermessen im Auftrag des Königreiches Hannover hier, genialer Mathematiker (Gauß'sche Normalvertei-

lungskurve!), überragender Physiker, naturwissenschaftlicher Meisterdenker. Die Aussicht nach Südwesten ist die beste. Oder man schaue einfach in die Richtung, in die die Mehrheit fotografiert ... und fotografiere nicht: genießen! Die besten Bilder sind im Kopf. Vom Wilseder Berg – große Strecke Heide pur – zurück Richtung **Oberhaverbeck**.

### Lüneburger Heide plus

**Heide plus Megalithkultur** – Die kleine Heidefläche knapp nördlich von **Amelinghausen**, gut eine Fahrradfahrtstunde östlich des Naturschutzparks Lüneburger Heide, gehört nicht zu den spektakulären Heidepartien. Es sei denn, man möchte Heide plus steinzeitliche Gräberlandschaft erleben. Der sehenswerte, 5300 Jahre alte Friedhof – die, etwas raunend, so genannte **Oldendorfer Totenstadt** – ist vor Ort leider nur mäßig per Beschilderung erklärt. Eine Führung durch Wolfgang Koltermann (0176 / 966 05 887) ist eine gute Alternative.



**Heide plus Waldbau-Naturdenkmal** – Knapp fünf Kilometer (Waldwanderweg) östlich der Oldendorfer Totenstadt liegt das **Marxener Paradies**: ein Kerbtal (Einkerbung durch Gletschereis) mit Waldwiesen-Teich, flankiert von einem ansehnlichen Heiderücken samt Wacholder, Birken und Ginster. Die gegenüberliegende Talseite bildet ein Endmoränen-Geklüfte mit vielen lebenden Denkmälern der Niederwald-Wirtschaft. Buchen, die früher zur Holzgewinnung »auf den Stock gesetzt« wurden – das heißt in diesem Fall: auf halber Mannshöhe gekappt –, haben sich inzwischen zu hohen Kandelaber-Gestalten ausgewachsen.



**Heide plus Großstadt** – Unmittelbar südlich vor den Toren Hamburgs liegt die **Fischbeker Heide**. Heidekenner – auch solche, die durch die geballte Landschaftsschönheit im etwas weiter südlich gelegenen Heidepark verwöhnt sind – loben den steil ins Fischbektal abfallenden Heiderücken wegen seiner Prächtigkeit. Weitblicke ins Elbtal!



**Heide plus Glockenheide** – Ebenfalls lila, aber in der Nahaussicht viel schöner und »blütentypischer« als die Besenheide ist die Glockenheide, die man an feuchten Heiderändern, Tümpeln und Bachläufen blühen sehen kann. Ein anderes Heide plus bietet das **Wollgras**. Im Pietzmoor, im Südzipfel des Naturschutzparks, wiegen sich im Frühjahr noch große Wollgrasflure im Wind. Geführte Wanderungen durchs Pietzmoor.



**Heidewanderung Heide plus Vollmond** – Der Verfremdungseffekt beschert ein neues Landschaftserlebnis. Wer sich nachts nicht unbegleitet über die Lüneburger Heide traut, kann sich an Detlef Grimm (0151 / 26581568) in Undeloh wenden, der erlebnisreiches »sicheres Im-Dunkeln- tap-pen« verspricht.



### Heide plus Wortgenie

**Arno Schmidt** (1914–1979), Nachkriegsdeutschlands wortartistischster Dichter, war einer, der Expressionismus, Freud'sche Tiefenschau, die Joyce'sche Hochmeisterschaft des inneren Monologs, Satire, Erotik und



eine unfassbare Vielwisserei zu Prosa verdichtete. Er lebte und schrieb die letzten zwanzig Jahre seines Lebens im Süd-Heidedorf **Bargfeld**, unweit von Celle. Dort halten die Heide-Bäume schlechtin, Wacholder, die Totenwache für den Exzentriker, den Heidelandschaften – möglichst herb mussten sie sein – immer wieder inspiriert haben. Schmidt ein Heidedichter? Sicher nicht, aber einer, dem diese Landschaft, die in seiner Prosa sporadisch vorkommt, die Horizonte öffnete.

*»In das schläfrige Dörfchen, in dem ich damals wohnte, war ich eben von einem Waldgang heimgekommen; die üblichen unsichtbaren Spinnweben hatten knisternd mein bisschen Stirn überklebt, im Weiterkrümmen durch Gebüsch und Hartwuchs. Oben, zu beiden Seiten der Chaussee, stürmten die Weiden heran. Säbelbüschel über den Wirrköpfen. Wind drückte hierhin und dorthin, das Wetter schien umzuschlagen.«*

aus: Arno Schmidt, Schlüsseltausch (Kleine Erzählungen)

Besichtigung des Schmidt-Wohnhauses (geführt und liebevoll erklärt!) nur nach Anmeldung (05148/920; [info@arno-schmidt-stiftung.de](mailto:info@arno-schmidt-stiftung.de)).

Mit der niedersächsischen **Südheide** und der Nordheide verhält es sich ein wenig so wie mit Mallorca und Menorca; man kennt die größere des Duos, die Lüneburger Nordheide, und ist erstaunt, dass es da noch ein kleineres, bemerkenswertes Gegenstück gibt. Und das lohnt ... mehr als nur eine Stippvisite. Der 480 Quadratkilometer große Naturpark hat als Träger den Landkreis Celle, umfasst zehn Naturschutzgebiete

und ist mehr als Nur-Heide. Die kleinen Moore und Sumpfgebiete sind signifikante Flecken des Natura-2000-Programms. Kraniche und Bekassinen haben die Südheide schon längst entdeckt.



## ANDERE HEIDEN

### BRANDENBURG

Das Land Brandenburg hat, in Quadratkilometer bemessen, mehr Heide vorzuweisen als Niedersachsen mit dem deutschlandweit größten zusammenhängenden Heidekomplex (Naturschutzpark Lüneburger Heide). Und wer die ganze Vielfalt von Heide erkunden will, ist nicht schlecht beraten, sich im Osten auf die Beine zu machen.



Die **Schönower Heide** liegt nordöstlich von Berlin im Landkreis Barnim auf einem ehemaligen Truppenübungsplatz. Hier sorgte lange die Rote Armee für lila Farbe. Das kleine Gelände, heute mit einem 533 Hektar



großen Naturschutzgebiet, wird von Dam-, Rot- und Muffelwild beweidet. Fast schon flehentlicher Dauerappell der Heidehüter: Nicht füttern! Es gibt einen anderthalb Kilometer langen Heidelehrpfad – gespickt mit Informationen. Gehenswert!

Die **Ruppiner Heide** im Norden Brandenburgs erschließt man sich am besten von Wittstock aus. Das 70 000 Hektar große Gelände (eine Fläche im Süden gehört der Sielmann-Stiftung, die viel und gekonnt in Besucherlenkung investiert) verlockt mit seinen abwechslungsreichen Wanderwegen zu mehr als nur kurzen Durchmärschen. Beliebt ist die große Weite, die von Kiefern und Birken aufs Schönste akzentuiert wird. Das strenge Wegegebot sollte man schon allein deshalb beachten, weil das ehemalige Truppenübungsgelände immer noch »munitionsbelastet« ist. Ein 15 Meter hoher Aussichtsturm ist optimal platziert.



**Döberitzer Heide** im Havelland: Auch diese Heide ist Erbstück des Kalten Krieges. Aus dem ehemaligen 6000 Hektar großen Truppenübungsplatz wurde ein 3415 Hektar großes Naturschutzgebiet. Kenner loben die Hasenheide im Norden des Gebietes: Hier versammelt sich die ganze Schönheit des Döberitzer Heide in nuce. Mit Glück begegnet man auf dem 25 Kilometer langen Rundweg Wisenten – eine schöne Abwechslung für Heidewanderer, die eher den Anblick von Heidschnucken gewöhnt sind.



**Saarmunder Heide** in Potsdam-Mittelmark: Die kleinste ausgewiesene Heidefläche (77 Hektar) ist zugleich die einzige in Ostdeutschland ohne militärische Vorgeschichte. Der schöne Rest gehört zum Naturpark Nieplitz, den Naturfreunde wegen seiner

Vielzahl seltener Tier- und Pflanzenarten schätzen. Wer Detailblicke mit etwas Weitblick kombinieren will, sollte hier ansetzen.

**Lieberoser Heide** (Spreewald): Wer Heide plus sucht – also Heide und vielleicht noch eine andere markante Landschaft in Reichweite, etwa den aquatischen Spreewald –, sollte den größten ehemaligen Truppenübungsplatz auf deutschem Gebiet auf seine »to be seen«-Liste setzen. Gut didaktisierte Erklärtafeln, Pionierwälder, wogende Grassteppe. Eine Wüste (allerdings eine menschengemachte, Ergebnis jahrzehntelangen Panzerketten-Einsatzes). Fahrradtauglich das Ganze. Und der einzige Ort in Deutschland, an dem man – mit Chance – Wölfe und Elche sehen kann.



Die **Reicherskreuzer Heide** (Oder/Spree), Teil des Naturparks Schlaubetal, zwingt den Beschreiber zum Superlativieren. Die 2840 Hektar große Fläche bietet genau das, was Heidefreunde suchen: die große, erhabene Weite. Und wer Glück und ein gutes Fernglas hat, entdeckt vielleicht sogar Wiedehopfe, absolute Pretiosen und Hingucker.



Die **Jännersdorfer Heide** liegt im Naturschutzgebiet Marienfließ im nordwestlichen Grenzgebiet Brandenburgs zu Mecklenburg-Vorpommern. Wer Heide nicht nur lila oder heidebraun mag, ist hier in Mai,

Juni und Juli richtig. Die Jännersdorfer Heide punktet auch gelb: mit Ginsterblüte. Auch auf diesem ehemaligen Übungsgelände gilt ein strenges Wegegebot – das Areal ist noch nicht komplett »munitionsbereinigt«.



## MECKLENBURG-VORPOMMERN

Den Typus »Küsten-Dünenheide« findet man in Reinkultur im **Nationalpark Vorpommersche Boddenlandschaft**, und hier besonders schön bei Darßer Ort und Gellen. Aber auch auf **Hiddensee**. Diese Heiden brauchen keine Schur, keine Heide-Beweider. Wind und Flugsand halten ihnen die grüne Konkurrenz vom Leibe. Alte Heide stirbt ab und gibt neuer Raum.





## SCHLESWIG-HOLSTEIN



Man kommt nicht der Heide wegen nach **Amrum** oder **Sylt**. Aber Freunde der beiden nordfriesischen Inseln schätzen nicht nur das wogende Meer, sondern auch wogendes Braun und Lila. Davon gibt es einiges in Amrums spektakulären Dünengürteln und in Sylts Norden.



## SCHOTTLAND

In Europa ist Schottland das Heideland schlechthin. Von **Cape Wrath** aus kann man nicht südwärts in die Highlands vorankommen, ohne horizontweite Besenheide-Areale zu durchqueren. Aber man muss schon das Herbe und das Sehr-Herbe mögen, wenn man diese Heide als Augenweide auf seine Netzhaut bekommen will. Oft gibt es *nur* Heide, Moorsenken, »rolling hills« und Himmel. Dem schottischen Nationaldichter Robert Burns schwoll die Dichterader bei diesen An- und Fernblicken. Das große nördliche Nirwana.



## WALES

Man wird wohl wegen der wildschönen Küsten- und Klippenlandschaften, wegen seiner Wildbäche, Burgen und Klosterruinen und nicht wegen seiner Heiden nach **Wales** kommen. Aber letztere findet man auch. Zum Beispiel »überquellend von Wildtier-Fauna mit spektakulären Heide-Moor-Partien« sieben Meilen südwestlich von Denbigh: **Gors Mean Llwyd**. Für Heide-Enthusiasten ein Muss.



## AZOREN

Die berühmte **Azoren-Heide** ist nicht einfach nur Baum- und Besenheide, sondern eine Art Macchia, in der – je nach Niederschlagshäufigkeit, Windexponiertheit und Höhenlage – Azoren-Lorbeer, Wacholder oder Azoren-Stechpalme dominieren. Einst waren diese Heiden auf dem ganzen Azoren-Archipel landschaftsprägend. So ist es nicht mehr. Viehweiden haben Wandel geschaffen – zu Ungunsten der Heiden. Heute finden sie sich noch in den Steillagen der **Lagoa do Fogo** auf **Sao Miguel**, im **Krater von Faial**, in einigen Tälern auf **Flores** und **Sao Jorge**.



Und, besonders schön ausgeprägt und mit diversen Blütenpflanzen durchmischt, an den Flanken des Vulkanberges **Pico**, nach dem eine der Azoren-Inseln benannt ist.

## DANK DES VERLAGES

Für die EUROPEAN ESSAYS arbeiten wir in der Bebilderung mit Bildenden Künstlerinnen und Künstlern zusammen

Von RÜDIGER TILLMANN stammen die betörenden Federzeichnungen im Vor- und Nachsatz dieses Buches sowie auf S. 4. Mehr von ihm findet man z.B. hier: [www.derwaldrauscht.de](http://www.derwaldrauscht.de)

Die genauen, gezeichneten Porträts der Autorinnen und Autoren der Serie stammen von ANIKA TAKAGI.

HELMUT PENZLIN stellte diverse Fotos zur Verfügung.

Ebenso tat dies ANDREAS W. KÖGEL, von ihm findet man noch viel mehr Heidebilder hier: [www.heideknipser.de](http://www.heideknipser.de) oder [www.heidschnuckenwanderweg.de](http://www.heidschnuckenwanderweg.de)

MARKUS KLUGER ([www.infografiker.com](http://www.infografiker.com)) für seine Karthografie, die ebenfalls Bestandteil der Buchreihe ist

Für weitere Abdruckgenehmigungen danken wir den Kolleginnen und Kollegen:

beim Landesamt für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen für die historischen Karten

der Lüneburger Heide GmbH für prachtvolle Heidefotos

der Stiftung Freilichtmuseum am Kiekeberg für die historischen Bilder der Heidebauern

dem LWL Medienzentrum für Westfalen für das Wilhelm-Bode-Foto

der Alfred Toepfer Stiftung F. V. S.

der Gemeinde Hanstedt

Eckart Brandt

und Andrea Ott

## LESEEMPFEHLUNG

Svein Haaland: Feuer und Flamme für die Heide.  
Fünftausend Jahre Kulturlandschaft in Europa, Bremen 2003  
*»Alles, was man wissen kann, zum Thema Europas Heiden.«*

Hermann Cordes u. a.: Naturschutzgebiet Lüneburger Heide.  
Geschichte – Ökologie – Naturschutz, Bremen 1997  
*»Das Standardwerk zur Lüneburger Heide mit dem Fokus auf das Naturschutzgebiet.«*

Walter Brauns: Der Heidepastor. Das Leben und  
Werk Wilhelm Bodes, Bisingen 1988

Claus-Peter Lieckfeld: Die Flucht des großen Jägers.  
Über das Meer in ein neues Land. Roman, Hamburg 2018  
*Aus dem Leben der Heide-Legende Hans Eidig*

Eckart Brandt: Das Bienenbuch vom Apfelmann  
Hamburg 2018  
*Mit einem Schwerpunkt über Heideimkerei*

## DANK DES AUTORS

an Elisabeth Mestmacher für Übersetzung  
(aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche),  
Andrea Ott und Ingo Loose für aufmunternde Kritik.



## CLAUS-PETER LIECKFELD



verbrachte viel Zeit seiner juvenilen Indianer-und-Cowboy-Dekade im Nordzipfel des in diesem Buch thematisierten Heide-Naturparks. Beruflich zog es ihn nach München, wo er in den 1980ern Redakteur des Umweltmagazins natur war, das Horst Stern gegründet und anfangs der 80er auch geleitet hatte. Zum Themenkomplex Tiere, Pflanzen, Ökologie und Naturschutz veröffentlichte Lieckfeld diverse Artikel und Bücher. Er war Chefredakteur einer Buchreihe des WWF und schrieb für GEO, mare, Merian und das SZ-Magazin, veröffentlichte ein Theaterstück (»Rats«) und diverse Kabarett-Beiträge, unter anderem für Dieter Hildebrandts Scheibenwischer und das Düsseldorfer Kom(m)ödchen. Aufsehen erregte sein Buch über zweieinhalb Monate Eisfahrt im Weddellmeer (»Logbuch Polarstern«). Auch historische Romane entstanden. Hochgelobt wurde »Der Anwalt der Hexen« – ein Portrait/Roman über den Jesuiten Friedrich Spee, der sich während des Dreißigjährigen Krieges gegen den Hexenwahn stemmte. Zuletzt: »Die Flucht des Großen Jägers« über Hans Eidig, den charismatischen Wilddieb der Heide.

Nach seinem Lieblingstier befragt, antwortet Lieckfeld immer noch mit einem Drei-Buchstaben-Wort: BÄR. Und meint hier die ganze Skala – vom kleinen Malaian bis zum gigantischen Kodiakbär.

## EUROPEAN ESSAYS ON NATURE AND LANDSCAPE NEU AB FRÜHJAHR 2023



### WO WIR LEBEN

Landschaften und Naturphänomene in Europa. Beschrieben in ihrer Eigentümlichkeit. Berichtet wird davon, was die jeweilige Landschaft ausmacht, was sie war, was sie ist, was sie wird. Die Autorinnen und Autoren haben freies Spiel, ihr persönlicher Zugang zur jeweiligen Landschaft bestimmt und führt den Text. Die Texte verleiten zum eigenen Naturerleben und -erforschen.

### EUROPEAN ESSAYS

Die Bücher dieser Reihe erscheinen im Verbund mit Kolleginnen und Kollegen in Europa.

### DRUCKEREI GUGLER

Die Bücher werden mit dem höchst möglichen nachhaltigen und gesundheitsverträglichen Standard gedruckt: Klimapositiv, und nur was unschädlich für Mensch, Tier und Umwelt ist, darf verwendet werden. Greenprinting ohne Greenwashing.

[europeanessays.eu](http://europeanessays.eu)